

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 18. September 1932.

Der zerrissene Traum.

Von Ludwig Wolfermann.

Es war schon lange Abend, als Karl Jörgensen vom Großvater Thomas auf dem kleinen Bahnhof in Beverweil abgeholt wurde.

Ein sternloser, aber blauer nördlicher Himmel hing ferne und hoch über den Dünen und einer harten, tiefdunklen, kahlerten Fläche: dem Meer.

Karl fühlte im ersten Augenblick seines Eintreffens in diesem nördlichen, fremden Städtchen, daß nun einer seiner heißesten Knabenträume in Erfüllung ging: die erste große Reise in die sagenhafte, schöne Fremde. Denn er kam von weither, aus dem Süden, wo des Reiches hohe Berge stehen, mit den Schneekuppen und den weißen Felsen um den Tannen und Kiefern und den Ädern und Feldern, auf denen das tägliche Brot wächst.

Laut und unbewingbar schlug sein Herz. Mit jungen Augen sah er in diese sonderbare mattblaue Nacht hinein, auf die kleinen, zierlichen Fischerhäuschen, er blieb stehen, um die Mäuselaffen zu betrachten, die an den Jalousien hingen. Er sah nach dem Lichtschein hinter den kleinen Fenstern mit den blühweißen Vorhängen, und dann wieder, zwischen zwei Häusern, redete sich ein hoher Felseneck zwischen Felsen Kluft gespannt. Ein eigenartiger Geruch lag in der Luft, Karl schnupperte danach... rochen nicht die Fingerringe so ähnlich?

Plötzlich aber blieb er stehen und sagte: „Hör einmal, Großvater, was rauscht da so laut?“

Und sein Großvater, der Riese, der noch niemals die Berge im Süden des Landes gesehen hatte, die Karl so liebte, und die so gefährlich waren, lächelte ein wenig erheitert und sagte kurz: „Die See! Jung!“

Dieses Wort hing ihm gleichsam mit einem silbernen blinzelnden Haken in das Gefühl des Knaben ein. Also so spricht das Meer? So redet das ungeheure Wasser, von dem man sich dort unten keine rechte Vorstellung machen kann; und da mußten also auch jene Felsen zu finden sein, die er aus den hundertmal gelehrten Märchenbüchern kannte; Glück und eine große Seligkeit über all das Schöne, das er bisher nur aus den Büchern kannte.

Das Meer, die Schiffe, die Dampfer und die Segelboote. Hinter den niederen Häusern brach stark der Wind aus den heimlich leuchtenden Dünemellen herein, so heftig, daß beide Mähe hatten, über dem kleinen, spitzköpfigen Pfister vorwärts zu kommen.

„Nur vorwärts, Jung, nicht umtaumeln lassen!“ sagte der Großvater. Der Wind riß die Worte dem Knaben vom Munde und mit seiner ganzen jugendlichen Kraft stemmte er sich dagegen, der Großvater hatte ihn an der Hand genommen und langsam ruderten sie die Gasse weiter.

Dann stand Karl unter dem im Holz schwärzlich gewordenen Dreimaster mit den gelblichen Segeln, der von der Dede hing. Der Großvater trat an den offenen Kamin, holte sich eine leine, dünnrohrige Pfeife vom Gestirn, setzte sie geschäftig in den breiten Herdstein und als sein Weib Karlo kam, sagte er: „Da is er nu, seh ihn dir mol an, und bring ihm wat zu essen!“

Draußen polterte der Wind vorbei, dieser scharfe Meerwind, der so wunderbare, weite Flügeldecken hatte und der viel freier und tauber einher und dahinjagen kann, als der Wind zwischen den hohen Bergen, der sich in den Tälern und steinernen Kesseln fängt. Das Rauschen und Brausen der Wassermengen brachte er herbei, warf sie an das Fenster und Karl mußte zuerst an einen Tannenwald denken, aber nein, der rauschte ganz anders.

In dieser Nacht schlief Karl in seine Bergheimat hinüber und er wachte erschrocken auf und sah umher: Gott sei Dank! Der alte Thomas, dessen ersten Sohn ein seltsames Schicksal in den Süden hinab verschlagen hatte, und der dort unten, er wird es nimmer begreifen, eine neue Heimat fand. Wipfel Karl hinaus zum Hafen, zu den Fischerbooten, deren Mähe bunt und farbig flatterten, zu den Fischerinnen, die ihre Netze fischten. Neugierig und schweigend haben ihn die Mädchen und Frauen in ihren dunkelblauen Kleidern an, ohne ein Wort zu sprechen; so ungefähr mußte auch ein großer Seefahrer durch Beverweil gegangen sein... Die Dünen sah er, und eine Stunde lang haben sie am Meer und Karl sah mit großen Augen die Schiffe aus der Ferne heraufkommen und vorüberziehen. Manchmal fuhren sie so knapp vorbei, daß er den großgeschilderten Namen lesen konnte.

Es war ein wundervoller Tag; für Karl war es ein Tag im Paradies. Wie schön es die Menschen hier hatten! Wie ruhig und friedlich alles war, die weißen Vorhänge spielten an den kleinen Fenstern, die Rosenstöcke standen in den Vorgärten und alles blühte voll Sauberkeit; die Gassen, die Schiffe im Hafen, selbst die Dächer, auf die er von einem Dünenhügel aus sehen konnte, waren rein und zierlich.

Aber während des Nachmittags, als er wieder hinaus ans Meer wollte, sagte Thomas: „Karl, du bleibst im Haus, bleibst schön in deinem Zimmer.“

„Warum?“ fragte er erstaunt.

„Sturm!“ sagte der alte Mann so deutlich und klar, daß Karl nichts weiter fragte.

Jetzt erst fiel Karl diese merkwürdige laue, geheimnisvolle Luft auf, diese rätselhafte Stille. Der Himmel wurde sahl und rot, eine weißliche Wolke ließ sich mattschimmernd ab, dunkles, schwarzes Gewölk zerflatterte mit Riesenschlägen. Es tobte in der Ferne. Von seinem Fenster aus sah Karl dieses Meer; hohe Wogen rollten auf das Land zu und trugen weiße Schaumtürme auf ihrem rasenden Rücken; es dämmerte. Schatten bedeckten das Land zu, die Häuser wurden ganz dunkel und tiefschwarz. Silberbäche schossen vom Himmel. Wägen hörte Karl laut rufend in großer Angst an seinem Fenster vorbei flattern und jedesmal erschrad er vor diesen Schreien, dann fuhr der Sturm mit gewaltigen Häufen ins Meer und alles schien unterzugehen; Erde und Himmel wurden eins und Karl sah nichts mehr; irgendwo brodelte es, Sand warf es an die Fensterheben, dann riß eine zuckende Hand die Wollen entzwei, und ein müdes Licht fiel auf die Erde nieder.

Wenigen konnten durch die Stöße der See zu; ein heller, lauter Glodenschlag rief in hastiger, rascher Eile. Und

jetzt, jetzt sah er Schiffe draußen auf den wilden Wassern tanzen; der Sturm mußte sie losgerissen haben! Er sah Frauen, die einander an den Händen faßten, er sah Männer in die Boote stürzen und draußen zwischen den Wellenbergen verschwinden.

Da traf ihn ein Schmerz! Mit brennenden Augen sah er hinein in das Spiel des Sturmes; oh, so wild und boshaft war er: sein ganzer Traum, sein unbezahlbarer Traum, er wurde zerrissen und zerlegt und nichts blieb als Rot und Gefährte. Karl fühlte das alles so deutlich, daß ihm wild das Knabenherz schlug.

Dann stürzte er die hölzerne schmale Treppe hinab, der Sturm hatte die Flurtür aus den Angeln gerissen, heftig schwankte das alte Segelschiff an der Dede und des Großvaters geliebte lange Pfeife lag auf dem mit feinem Sand überstreuten Boden! Schwer war die Luft; die Wasser tosten. An den Häusern entlang stemmte sich Karl, dann packte ihn einen Gegenwind und trug ihn weiter, rasend schnell, wie eine Flaumensfeder.

Er vergaß sein wehes wild schlagendes Herz, er rannte weiter. Die Wägen jagten den Frauen um die Füße, draußen auf den Wogen flogen die Boote der Fischer, dann gelte ein Schrei durch die erste Windstille: das Boot des Großvaters war umgekippt und trieb hinab in ein tiefes Wellental.

Zitternd blieb Karl stehen. Hundert Hände hatten sich ausgestreckt... Mein Gott, des Großvaters Pfeife war vom Kaminrims gefallen und zerbrochen und das Segelschiff an der Dede schwankte... da raste er weiter, dem Meere zu, den Wellen entgegen, schon schlugen sie ihm an die Füße, warfen ihn nieder, er lief vorwärts, und wieder packten sie ihn drüllend und warfen ihn zurück, weit, wie eine Krabbe auf den nassen Sand... dann, ehe er wieder in das Meer rennen konnte, ergrißen ihn Hände, Menschen drängten sich zu ihm, das Wasser lief aus seinen Kleidern, der Mund war voll Salz und der Gaumen brannte ihm, die Augen schmerzten ihn, er konnte nichts sehen...

Großvater! rief er, einmal, zweimal. Dreimal, dann schwebte er, fast ermüdet zurück. Arme nahmen ihn hoch, trugen ihn zurück. Sonderbar, der Wind hatte ausgekehrt, der Sturm verloscht, der Himmel mußte wieder heller geworden sein, er sah einen leisen Schimmer. Aber der Großvater war nicht da. Der Großvater, der ihn in einen wunderbaren Traum geführt hatte, war fort, draußen zwischen den Wogen, zwischen diesen wilden Wassern, die so blau und so

wundervoll waren, während die Sonne schien, und darüber die Boote glitten und die Segelschiffe...

Das Segelschiff! Das Segelschiff, rief er plötzlich wieder. Aber da war er schon zu Hause. Stand in der Küche. Karlo wusch ihm die Augen mit lindem süßem Wasser, er trant es in langen Zügen; immer deutlicher wurde alles um ihn; und jetzt erkannte er schon das alte, schwärzliche Segelschiff wieder, das ganz ruhig an der verrauten Dede hing. Auch die lange Pfeife sah er wieder, die zerbrochen auf dem Boden lag; und eine Hand las die Stübe zusammen; es war die Hand des Großvaters...

Ganz groß wurden die Augen Karls und er sah den alten Thomas an, lange.

„Ich dachte“, sagte er, „ich fürchtete, du seiest, draußen im Meer... ich habe es gesehen... ich habe...“

„Jung!“ sagte der Großvater und es war, als zitterte seine Stimme ein wenig, dann lenkte er ab, und ein Lächeln spielte um die zahllosen Runzeln in dem alten Gesicht, das vom Sturm und Meer gehärtet war, „Jung, wie schmeckt das Wasser draußen?“

Und ohne darüber nachzudenken, erwiderte Karl: „Gut, Großvater, sehr gut!“

Aber so, als wäre mit dem Sturm etwas aus seiner Seele mit fortgerissen worden, ward ein anderes dafür eingesetzt. Er glaubte diesem Meer nicht mehr, er glaubte der Schönheit nicht mehr, diesem flirrenden Spiegel in der Sonne, diesem wundervollen Gesang der Wellen am Strand, er glaubte diesen unbeschreiblichen Farben nicht mehr ganz; es flackte etwas dahinter. Tage und Wochen dauerte es, bis der zerrissene Traum wieder aus der Tiefe klag, es war an dem Tag, an dem Karl Abschied nahm. Still und heimlich hatte er geweint, als er das weite Meer sah, das so böse sein konnte, die vielen Schiffe, die in so große Not und Gefahr kommen konnten, die feinschlättrigen weißen Wollen, die so dunkel und wild werden konnten. Tapfer unterdrückte er den knabenhaften Schmerz; er mußte ein Weibchen seine Augen schließen.

„Du bist ein großer Jung geworden!“ hörte er plötzlich die Stimme des alten Thomas neben sich. „Dawohl, das ist wahr. Und ich kanns dir ja sagen, weil du mich verweist, das Leben ist auch so, genau so, wie dieser Tag, dieser schöne Tag mit seinem Sturm! Na und nun, da hast meine Hand, Jung... und...“ wieder schwebte der Großvater, wieder spielte das Lächeln über die Runzeln, und, schön Dank, Jung, verweist mich wohl... schön Dank!“

Wortlos hatte Karl die dicke Hand ergriffen. Wortlos gingen sie zum Bahnhof.

Später, vielleicht viel später erst, wird es ihm klar werden, daß das Schicksal für den Traum das wirkliche, mannhafte Leben eingesetzt hatte.

Die Welt der Frau.

Die Lebensalter der Frau.

Von Anna Maria Kornberg.

Man „trägt“ heute Jugend. Seit Jahren schon geht der Ruf der Welt dahin, daß der Mensch möglichst lange jung bleiben soll, und ganz besonders das Bestreben der Frauenwelt ist auf Jungsein eingestellt. Diese Bewegung, möglichst lange jung zu bleiben, jung zu bleiben, hat sich folgerichtig aus unserer Zeit heraus entwickelt. Denn noch niemals, so lange die Welt steht, ist die Schaffenskraft und die lebendige Aktivität jedes einzelnen Menschen für den täglichen Existenzkampf von so ausschlaggebender Bedeutung gewesen wie heute. Auch die Frau, die heute einen wesentlichen Teil des Berufslebens für sich beansprucht, hat längst die Wichtigkeit erkannt, geistig wie körperlich jung zu bleiben, und Sport, Gymnastik und Körperpflege zielen gemeinsam auf dieses Endgewicht hin.

Auch die Mode hat sich in den Dienst der Sache gestellt. Erfolgreich bemühen sich unsere großen Modeschöpfer, der Frau ein jugendliches Aussehen zu geben. Wenn trotzdem oftmals ein Rißklang zwischen einer Modeschöpfung und ihrer Trägerin herauskommt, so liegt das meistens daran, daß die Frau in solchen Fällen zu wenig Selbstkritik besitzt, und ihr das sichere Urteil über das, was sie tragen kann, abgeht.

Es hat also fast den Anschein, als wenn sich die Lebensalter der Frau verschoben hätten. Das Kind wächst zum jungen Mädchen heran, und dann bleibt die Frau für den größten Teil ihres Lebens jung, jung und wieder jung. Aber irgend etwas stimmt nicht in dieser Rechnung. Denn die Jahre gehen nun einmal an keinem Menschen penlos vorüber. Die Frau neigt ganz besonders dazu, ihren Jahren entweder vorzuzugewöhnen oder aber den folgerichtigen Ablauf des Lebens aufhalten zu wollen.

Ist es nicht schon der Traum des jüngsten Backfisches, endlich erwachsen zu sein? In dem Bestreben, die Tage und Monate zu schnellerem Lauf zu veranlassen, kleidet sich oft schon die 13- und 14jährige wie eine junge Dame und verläßt auch in ihrem Auftreten vollkommen erwachsen zu scheinen. Und es gibt Mütter, die stolz darauf sind und ihren besondern Ehrgeiz dareinsetzen, sagen zu können: Meine Tochter ist ihren Jahren weit voraus! Ist das wirklich ein Glück? Und hat es irgend einen Zweck? Das Ergebnis ist in fast allen Fällen ein negatives. Der junge Mensch, der so seinen Jahren voraussetzt, ist nicht Fisch und nicht Jung. Er ist noch nicht der Mensch, den er vorstellen möchte, und darum wird dieses Vorwegnehmen der kommenden Jahre in den meisten Fällen etwas lächerlich wirken und den Menschen selbst durchaus nicht glücklicher machen. In vielen Fällen kommt erst nach Jahren die Erkenntnis: Hätte ich doch meine Jugendjahre so erlebt, wie es wirklich den Jahren an-

gemessen war. Hätte ich doch nicht das Schöne, Unwiederbringliche veräußert in dem Wunsche, ein paar Jahre überspringen zu können. Daß der Mensch die Fähigkeit besitzt, jeweils seinen Jahren gerecht zu werden, ist eine der wichtigsten Lebensaufgaben. Nicht das Jungbleiben allein soll das Bestreben der Frau sein, sondern ihren Jahren entsprechend ein vollwertiger Mensch zu sein. Wenn ein Mädchen mit zwanzig Jahren schon den Eindruck einer erfahrenen Frau macht, so ist das wenig erfreulich. Noch weniger ist es aber, wenn eine Frau in reiferen Jahren gewaltsam Jugend markiert und in ihrem Wesen dem jüngsten Backfisch ähnelt. Das gibt Disharmonien, die immer zu Ungunsten der Frau wirken.

Wir können nicht die Entwicklung des Lebens aufhalten. Wir können es auch nicht hindern, daß sich unser Äußeres im Laufe der Jahre verändert, daß dies aber in harmonischer und schöner Weise geschieht, liegt in unserer eigenen Hand. Das Gesicht der Frau ist immer der Spiegel ihres Wesens und ihres Seelenlebens. Ist dieses innerste Wesen zerrissen und unklar, fehlt ihm der geistige Inhalt, so wird auch das Gesicht nur eine ausdruckslose Maske sein. Dieser Tag des Frauengesichts ist hübsch und gefällig, solange das Gesicht seine Jugendfrische besitzt, es wird häßlich und abstoßend, sobald die Jahre beginnen, ihre Linien darin einzzeichnen.

Es gibt Frauen, die bis in ihr hohes Alter hinein auf ihre Umgebung wirken, die voll Charme, voll Liebenswürdigkeit sind und eine Sphäre geistiger Frische um sich verbreiten, obgleich die Jugendjahre längst hinter ihnen liegen. Sie sind auch eigentlich noch schön, obgleich sie genau wie alle anderen die Spuren des Alters tragen. Woran liegt das? Sie sind harmonische Persönlichkeiten und haben aus allen Lebensaltern ihres Daseins Schätze zusammengetragen, aus denen sie ihr eigenes Wesen vertieften und an denen sie zu Eigenmenschen heranreifen.

Unser Leben muß harmonie von Zweck und Ziel, nur dann können wir jene Erfüllung der eigenen Persönlichkeit erreichen, die unentbehrlich ist, wenn wir den Reichtum aller Jahre unseres Lebens voll genießen wollen.

Nichts ist fürchterlicher als jene Frauen, die der lebendige Ausdruck ihrer geistigen Zerrissenheit und Leere sind. Diese sind es auch meistens, die am schwersten leiden unter der entstellenden Jugend, unter dem Zurücktreten vor der nachfolgenden Generation. Nur der geistige Inhalt ihres Lebens kann der Frau das notwendige Rückgrat verleihen, um ohne seelische Erschütterungen den Übergang aus den Jugendjahren in die Lebensalter der Reife und des Alters zu überwinden.

Die Lebensalter der Frau! Wie weise wäre der, der jeden Altersabschnitt ganz ausschöpfen würde und ihn erleben mit all der Aufnahmefähigkeit, die jeweils seinen Jahren entspricht!

Vormittagskleider.

Originalzeichnung für das „Wienbadener Tagblatt“.



1. Dreiteiliges Kleid aus blauem Fresco, kurze fragenlose Jacke, Westenbluse aus weißem Chinakrepp, blau-weiße Knopfgarnitur an Bluse und Ärmel.
2. Kleid aus weiß- und grau-schwarz gestreiftem Diagonal-Wollstoff, flatter weißer Biquetragen, Gürtel und rückwärts gefaltete Garnitur am Kragen aus blauem Lackleder, dazu blaue Filzkappe.
3. Kleid aus weiß- und blau-variierter Wollseide, schwarzer Wolllederergürtel, um den Halsauschnitt weißer Biquetrag.
4. Einfaches Kleid aus gelbem Jersey mit aparter Viesenziergung.

Auf Wiedersehen — im nächsten Jahr!

Von Frieda Valentini.

Abchied vom Sommer, das bedeutet auch Abchied von den hellen, lustigen Genossen unserer Sommerlust, den Sommerkleidchen. Mit jedem Betrage ist eine freundliche Erinnerung verknüpft: wie aus getrockneten Blumen erheben aus diesen blumigen, bunten, lichten Stoffen noch einmal die Tage der Sonne, die Tage der Freiheit und Unbeschwertheit — in jedem unserer Sommerkleidchen ein Restchen Sommerglück einbalsamiert!

Nun also müssen wir Abschied nehmen von unseren Sommerkleidchen, mit denen wir so lustig gesplaggt hatten; müssen wir daran gehen, diese Blüten der Sommermode, wie der Gärtner seine Blumen versorgt und schützt, sorgsam zu überwintern. Wir müssen sie voll Verständnis und Besorgtheit für den Winterschlaf vorbereiten, auf das ein kommender Frühling ein kommender Sommer sie uns in alter Frische wieder zurückgibt.

Zum Winterschlaf dient ihnen ein Koffer, der Winters über leer stehen würde. Hier, von jedem Staub der Erinnerung befreit, in diesem mit Seidenpapier ausgelegten Behälter, werden sie, weich gebettet, für den Winter sortgelegt.

Die waschbaren Kleidchen aus Leinen, Batist oder auch die Kleidchen aus heller Wolle müssen sauber gewaschen, natürlich ohne jede Stärke, und am besten ungeplättet sortgelegt werden. Helle Besätze, sommerliche Lingerien, Spitzen, Krägelchen, Manschetten werden abgetrennt, die Fäden gut herausgezogen und müssen zumindst gewaschen, sortgelegt werden, damit sie nicht vergilben, wie es leicht Gegenstände tun, die mit dem menschlichen Körper in Berührung kommen. Das gilt überhaupt von allem, was wir im Winter nicht benötigen und was uns im kommenden Jahr noch gute Dienste verspricht. Gerade in unserer für Spaten notwendigen Zeit müssen wir achtsam jedes Spitzen, jedes Kleidchen Stoff aufheben, vielleicht, daß es sich doch noch einmal verwenden läßt. Immer mehr lernen wir den Sinn und die Dienstbarkeit der Glättstühle unserer Großmütter würdigen.

So werden wir, gerade wie wir die Wintersachen aus Wolle, die warmen Strümpfe und Unterkleider, Pelze und Beklagen nach der Überwinterung ohne Schaden für den Winter aus der Kottentüte herausnehmen, so werden wir auch mit den wiederkehrenden Frühlingstagen die Sommerkleidchen, gesäubert und dienstbereit, gut verwendbar wieder ans Licht ziehen können. Wer im Sommer andere Wäsche trägt wie im Winter, sollte auch diese sauber gewaschen, ungeplättet sortlegen: die seidenen Kombinationen, die kurzen Höschen und vor allem die Badelachen. Das Badetrikot aus Wolle oder Baumwolle muß ebenfalls gut in Seifenwasser ausgewaschen, gut gespült, gut getrocknet werden, damit die in jedem Wasser, ob See- oder Süßwasser enthaltenen Stoff-angreifenden Substanzen nicht an ihnen weiterstreifen. Die Wollachen werden am besten in frischgedrucktes Zeitungspapier gewickelt, weil die Kottenbrut, die zwar im Winter nicht besonders zu fürchten ist, entschiedene Gegner der Druckerwärme und der „Presse“ sind. Das Badezug aus Gummi, Haube, Schuhe, Spielzeuge usw. muß, nachdem es gut gewaschen ist, von Sand und Erde gereinigt, eingefettet, am besten in alte Tücher oder Lappen gewickelt, sortgelegt werden.

Die Strohhüte müssen vom fettig und unsauber gewordenen Futter befreit, am besten auch noch der Garnitur entkleidet, gut ausgebürstet und mit einem Lappchen aus Samt trocken abgetrieben in einem Futterkasten verstaut werden. Zwischen Seidenpapier, Kopf in Kopf gesteckt und möglichst in der Form, damit sie vor Beulen und Knissen, Bruchstellen und Rissen bewahrt bleiben, lassen sich so die Hüte der ganzen Familie in einem Futterkasten aufbewahren. Welche Freude, sie im nächsten Jahr noch unformen oder umnähen zu können, besonders wenn es sich um gutes und echtes Stroh handelt.

Baumwollene Handschuhe, Strümpfe, die für den Winter allzu dünn sind, sind selbstverständlich gewaschen sortzulegen,

am besten gestopft und nachgesehen, und leicht zusammenge-
rollt. Man denke nur, welche Wiedersehensfreude man feiert,
wenn man sie beim ersten warmen Tag sofort „greifbar“
vorfindet und anziehen kann, ohne erst durch Reparaturen
aufgehalten zu werden.

Die Hauptfrage ist also für die Überwinterung: die Sommerkleidchen sauber, gereinigt von Schweiß, Staub, Flecken und Schmutz sortzulegen.

Wahrhaftig, der Koffer ist voll geworden bis zum Rande; welche guten Dienste werden diese sommerlichen Dinge uns noch im nächsten Jahr tun.

Noch einmal gleiten unsere Hände in etwas melancholischen Gedanken über diese gewesenen Zeugen unserer Sommerfreude hin. Nächstes Jahr! Wer weiß — Klapp, schnapp, fällt der Deckel zu, fügen sich in Klammern ineinander, dreht sich der Schlüssel im Schloß. Auf Wiedersehen — im nächsten Jahr!

An unsere Frauen!

Wer einen Diensthofen hält, muß sich erst selbst in Zucht zu halten verstehen!

Wer viel von sich selbst verlangt, weiß, was er anderen zumuten darf.

Wer zufrieden ist, verbreitet Zufriedenheit.

Wer am Monatsanfang ans Monatsende denkt, wird mit seinem Wirtschaftsgeld reizen.

Verchwachte Zeit ist verlorene Zeit!

Spätsommerliche Hausfrauen-sorgen.

Von Annemarie Jörn.

Die Herbst- und Wintervorbereitungen müssen getroffen werden. — Den Ofen und die Feuerungsanlage rechtzeitig instandsetzen. — Für Nahrung und Heizung sorgen. — Richtige Kleidung für die Übergangszeit.

Die Sommertage gehen allmählich ihrem Ende entgegen. Zwar bringt der September noch zahlreiche warme Tage, aber sie können trügerisch sein. Während ein Wettersturz im Hochsommer nur wenig besagt, denn die heißen Tage werden meist bald wieder durch Hitze abgelöst, da die Sonne lange und hoch am Himmel steht, bedeutet das Einsetzen von kühlen und regnerischen Tagen in der vorgerückten Jahreszeit meist den Beginn des Herbstes. Nur selten wird durch die Gunst der Wetterlage dann ein neuer Hochsommer eintreten. Die Hausfrau kann sich jedenfalls nicht darauf verlassen. Sie muß rechtzeitig für die kühlen Herbst- und Wintertage gerüstet sein. Die ersten kühlen und kühlen Herbsttage machen schon eine künstliche Erwärmung der Wohnung erforderlich. Die erste Sorge der Hausfrau muß darum sein, den Ofen oder — wenn in Landhäusern Zentralheizung vorhanden ist — die Heizvorrichtung rechtzeitig nachzusehen, damit die Wohnung an plötzlich einbrechenden kalten Tagen schnell erwärmt werden kann. Meist handelt es sich nur um geringe Reparaturen, die in kurzer Zeit ausgeführt werden können. Wenn sie aber vernachlässigt werden, erschweren sie die Heizung, und das nutzlose Verfeuern von Kohlen kostet viel Geld. Die Hausfrau tut auch gut daran, sich schon jetzt mit Kohlen einzudecken, denn wenn die kalten Tage einziehen, beginnt der Ansturm auf die Kohlengeschäfte, und es ist dann schwieriger, den notwendigen Bedarf zu decken. Die Hausfrau hat also vielfache Aufgaben vorzuarbeiten, um nicht plötzlich in den ersten kalten Tagen der veränderten Lage hilflos gegenüber zu stehen. Da die Menschen während des sehr warmen Sommers an hohe Temperaturen, an Sonnenschein und warme Nächte gewöhnt werden, können sie Kälte und Feuchtigkeit schwer ertragen, so daß eine Erkältung meist die Folge eines kleinen Wettersturzes ist. Fernerhin müssen schon jetzt die Fenster abgedichtet werden, um dem scharfen Wind der Herbst- und Wintertage keinen Einlaß zu gewähren. Zu diesem Zweck können leicht alte Stoffreste, möglicherweise wollene, verwendet werden. Auch für die Rollen, die zwischen die Doppelfenster gelegt werden, nimmt man alte wollene Resten, die sich in jedem Haushalt befinden, die in einen Überzug gepreßt werden. Wenn er aus leichten, buntten Stoffen besteht, bildet er einen Schmuck der Fenster. Auch an die Nahrungsmittel muß man denken. Vor allem sind es die Kartoffeln, die in jedem Haushalt vorhanden sein müssen. Man stellt zu diesem Zweck eine größere Kiste in den Keller auf eine Unterlage von Ziegeln, damit die Feuchtigkeit des Kellers nicht so schnell an den Behälter kommt. Die Kiste wird mit Stroh oder Heu ausgepolstert. Nun werden die Kartoffeln schön ordentlich hineingelegt — nicht geschüttet oder geworfen — damit sie keine Druckstellen bekommen und nicht von der Fäulnis bedroht werden. Kartoffeln, die auf diese Weise gelagert werden, halten sich gut während des ganzen Winters. Ähnlich macht es die Hausfrau mit den Rohwaren wie Weizen, Getreide, Reis, Kaffee und Rüben. Man sortiert aber die schlechten Gemüse aus, denn sie stecken die guten Früchte an. Von größter Bedeutung ist auch die Fürsorge für richtige Übergangskleidung. Jeder Mensch wird schon an sich die Erfahrung gemacht haben, daß er während der Übergangszeit wärmebedürftiger ist, als selbst im kalten Herbst und Winter. Der scharfe Wechsel zwischen warmen und kühlen Tagen macht die Haut fröhen. Warme Unterjacken, die unter die leichten Sommerkleider gezogen werden, sind eine vortreffliche und gesunde Maßnahme. Sie schützen den Körper, machen die Anschaffung von besonderen Herbstkleidern überflüssig und können wieder abgelegt werden, wenn überraschend wieder schöne Tage eintreten. Ähnlich macht man es mit den Wollwesten, die heute im Zeitalter des Sportes allgemein beliebt sind, ein guter Schutz. Vor allen Dingen aber sollte man sich dafür, daß die Überhänge in Ordnung sind. Sie sind nicht nur ein hübscher Anblick und als Schutz der Strümpfe gegen Beschmutzung sehr praktisch, sondern sie sind auch zur Erhaltung warmer Füße notwendig. Warme Füße aber sind die Hauptwaffe gegen Erkältung. Die meisten Erkältungskrankheiten im Herbst kommen von kalten und feuchten Füßen. Wenn eine Hausfrau eine große Familie hat, dann hat sie jetzt allerhand zu tun, um all diese für die Gesundheit der Familienmitglieder erforderlichen Maßnahmen zu treffen.

Der Jugendfreund.

BRÜCKEN



Steinerne Naturbrücke in Utah (Nordamerika), die über einen 300 Meter tiefen Abgrund führt.



Bambusbrücke auf Celebes, die auch den Übergang schwerer Lasten aushält.

Krausend stürzt ein Urwaldbaum quer über den tosenden Wildbach. So schafft die Natur selbst die erste Brücke, die der Mensch der Vorzeit auf seinen Wanderungen benutzen kann. Aber die Natur begnügt sich damit, hin und wieder ein Vorbild zu liefern; in ganz seltenen Fällen baut sie — wie einmal im Staate Utah in Nordamerika — sogar einen gewaltigen fähigen Bogen von Stein, der von keinem Ingenieur besser berechnet werden könnte. Sie überläßt es dem Menschengesichte, selber seine Kräfte anzupassen, um die Hindernisse zu überbrücken. Mit leichtem, aber zähem Material haben nun die ersten Brückenbauer, die Naturvölker, die schweren Aufgaben gelöst. Kräftige Bambusstangen, verbunden durch Seilgewächse wie Rotang (spanisches Rohr), ergaben die Urform der heutigen Hängebrücke, deren Fahrbahn an Hängestangen von Bambus befestigt ist. Die noch einfachere schwingende Hängebrücke aus Planen kann natürlich nur Fußgänger tragen, die außerdem schwindelfrei und körperlich recht geschickt sein müssen. Mit dem Bau von steinernen Brücken haben im frühen Altertum schon die Babylonier begonnen. Die Römer brachten die Kunst des Brückenbaues dann zu großer Höhe.



Eine Hängebrücke aus Planen, die beim Betreten in schaukelnde Bewegung gerät.



Ein „Kohenteg“ in China. Seelenruhig überschreiten Sanktenträger die schwindelhochge Brücke.

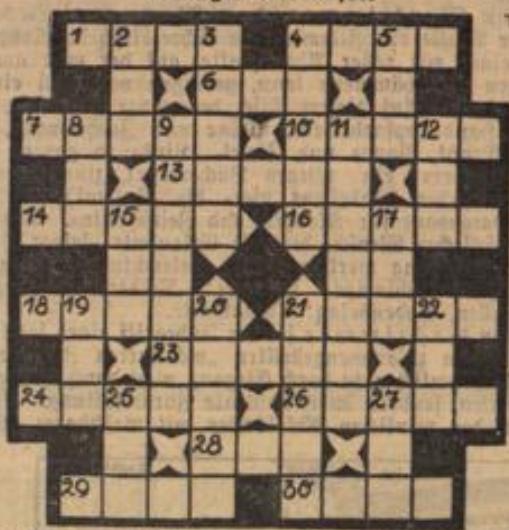


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

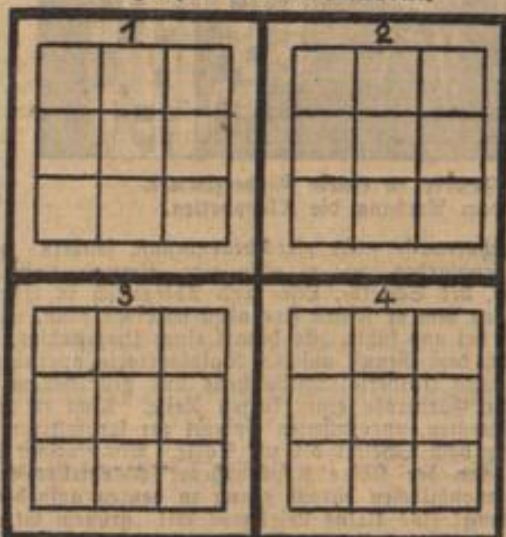
Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten waagrecht: 1. Natürlicher Körper, 2. Rindgott, 3. Stammmutter, 4. Adelstitel, 5. Papstname, 6. Pferd, 7. männliches Kleidungsstück, 8. Metall, 9. Stadt in Südtirol, 10. kleine Gassenart Zentralafrikas, 11. optisches Glas, 12. englischer Schriftsteller, 13. Vereinigung industrieller Unternehmen, 14. Kommando beim Schiffswenden, 15. altes Schriftzeichen, 16. Zahl.

Senkrecht: 1. Wappenvogel, 2. Einkommen, 3. russisches Instrument, 4. Nebenfluß der Donau, 5. englisches Bier, 6. berühmter Chemiker, 7. Pflanze, 8. Abschiedsgruß, 9. englische Artrede, 10. Stadt in Belgien, 11. altbiblische Hohepriester, 12. inneres Organ, 13. Himmelsrichtung, 14. Langschritt, 15. Raubtier, 16. Nachtvogel.

Magisches Silben-Quadrat.



In jedes der vier kleinen Quadrate sind 3 dreisilbige Wörter einzusetzen, die waagrecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten im 1. Quadrat: Neusilber, Gleichnisbildung, Fisch; im 2. Quadrat: Russisch, Wasseranalyse, kirchlicher Gesang; im 3. Quadrat: Frauenschuh, Unheilstäterin der griechischen Sage, Töpferei; im 4. Quadrat: Funteneinrichtung, fatale Lage, größte Stadt von Nebraska.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben
a — al — an — an — ap — ar —
as — chi — chi — cho — cho — cho —
deh — di — di — dri — dril —
e — ehr — en — eu — fel — fen —
ga — i — in — kei — ki — klid —
kon — lasch — le — li — lich — lich —
map — mel — mi — na — na —
na — ne — nur — po — pin — rak —
ral — rat — roth — rung — sa —
se — slo — sow — ti — tsche — u —
wa — xi — za — zi

Sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben (H = ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten:

1. Nachschlagerwerk, 2. Reichsbrandwein, 3. Komposit, 4. europäische Stadt, 5. Stoff, 6. Zeitungsanzeige, 7. Arzt, 8. Frucht, 9. Stadt in Italien, 10. ital. Wein, 11. bekannter Mediziner, 12. homerisches Gedicht, 13. Stadt in Japan, 14. Tragödie, 15. russische Stadt am Don, 16. türkischer Titel, 17. deutscher Dichter, 18. Kirchengesang, 19. altgriech. Mathematiker, 20. Langtredenläufer, 21. Vögel, 22. biblischer Ort, 23. Nebenfluß der Save, 24. Hochgebirgspflanze.

Bisitenkarten-Rätsel.

Lotar Egos

Was ist der Herr von Beruf?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Ferkel, 2. Sumor, 3. Riga, 4. Haag, 5. Labe, 6. Rone, 7. Lager, 8. Zofen, 9. Wal, 10. See, 11. Dase, 12. Rite, 13. Seele, 14. Elite, 15. Tara, 16. Gelb. Waagrecht: 1. Ferkel, 2. Rabe, 3. Wan, 4. Roma, 5. Glas, 6. Rone, 7. Waage, 8. Regel, 9. Leons, 10. Etage, 11. Rite, 12. Rone, 13. Rite, 14. Rite, 15. Rite, 16. Rite, 17. Rite, 18. Rite, 19. Rite, 20. Rite, 21. Rite, 22. Rite, 23. Rite, 24. Rite.

Silben-Rätsel: 1. Kranich, 2. Allgäu, 3. Rote, 4. Newton, 5. Salamander, 6. Ferkel, 7. Dämon, 8. Urban, 9. Kallio, 10. Elend, 11. Impuls, 12. Ravarra, 13. Ehrenmitglied, 14. Bafis, 15. Lufas, 16. Jlabella, 17. Tarantel, 18. Rone, 19. Ehrenpreis, 20. Weinbrand, 21. Gofin, 22. Mathenau, 23. Fanfare, 24. Erpreffer, 25. Roteheff.

Kreuzwort-Rätsel: 1. Ferkel, 2. Sumor, 3. Riga, 4. Haag, 5. Labe, 6. Rone, 7. Lager, 8. Zofen, 9. Wal, 10. See, 11. Dase, 12. Rite, 13. Seele, 14. Elite, 15. Tara, 16. Gelb. Waagrecht: 1. Ferkel, 2. Rabe, 3. Wan, 4. Roma, 5. Glas, 6. Rone, 7. Waage, 8. Regel, 9. Leons, 10. Etage, 11. Rite, 12. Rone, 13. Rite, 14. Rite, 15. Rite, 16. Rite, 17. Rite, 18. Rite, 19. Rite, 20. Rite, 21. Rite, 22. Rite, 23. Rite, 24. Rite.

Lüftigen Lp.



Zwangslage.

„Was, du fährst bei diesen schlechten Zeiten immer noch zweiter Klasse?“
„Nur ich, in der dritten treffe ich meine Gläubiger.“

Die junge Frau.

„Lieber Walter, wenn du heute nachmittag aus dem Büro kommst, sei doch so gut und bringe eine Kaufsache mit nach Hause!“
„Wahling, du hast doch erst in der vorigen Woche eine gekauft!“
„Aber Dummkopf, da ist doch schon eine Maus drin!“ (Muskete.)

Der Alkohol.

„Ja, Ohlsen, ich habe viele Menschen in meinem Leben gekannt, aber niemanden, der so viel getrunken hätte, wie Sie!“
„Aber, Herr Doktor, jetzt schmeicheln Sie!“ (Wikingen.)



Weidgerechtigkeit.

„No, was gib's heute Gutes?“
„Falschen Haken!“
„Was, schon wieder, meinst du nicht, daß es an der Zeit wäre, auch mal für falschen Haken Schonzeit einzutreten zu lassen?“

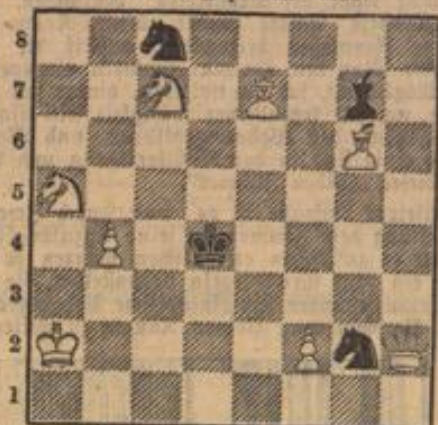
Eine Schwiegermutter.

hatte die Angewohnheit, ihre Tochter so oft zu besuchen, daß allmählich der Gatte wünschte, ein Bißchen gehelratet zu haben. Eines Tages fand die Mutter ihre Tochter weinend vor.
„Was ist geschehen?“ rief sie. „Ist Georg ausgerückt?“
„Ja!“ schluchzte die junge Frau.
„Da steht eine Frau dahinter!“ verkündete drohend die Mutter.
„Ja!“ sagte die Tochter. „Du!“
„Großer Gott!“ rief erschrocken die alte Dame. „Wo ich ihm doch niemals Hoffnungen gemacht habe.“ (Tits-Bits.)

Bearbeitet von Gustav Nohr.

Nr. 76. H. Jonsson.

1. Preis „Sporton“ 1893.

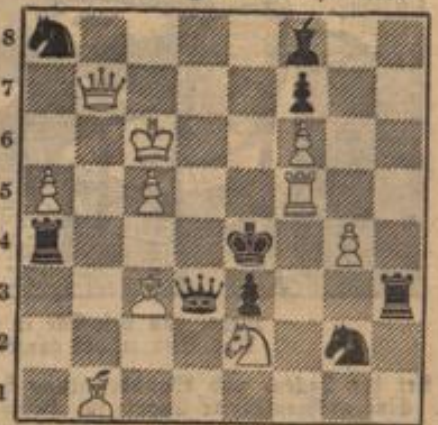


Weiß: Ka2, Dh2, Le7, g6, Sa5, c7, Bb4, f2.
Schwarz: Kd4, Lg7, Sc8, g2.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 77. M. Joseph.

1. Preis „Brighton Society“ 1895.



Weiß: Kc6, Db7, Tt6, Lb1, c3, Sc2, Ba5, c5, f6, g4.
Schwarz: Ke4, Dd3, Ta4, h3, Lf8, Sa8, g2, Be3, f7.

Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 72 1. Sf5, Nr. 73 1. Dd1. Angegeben von Ludw. Nickel, Felix Bott, Emil Leber, Ingenieur Schmitt, Paul Buerke, Eduard Körper, Georg Blum, Hans Bernhöft.

Das moderne Problem hat sich aus dem gleichen Bedürfnis herausgebildet, wie die moderne Schule in der Partie. In der Partie trat in die Stelle der waghalsigen Angriffe das Studium der Position, die tiefe Strategie. Im Problem kamen mit der Beherrschung der Position der stille Zug und das Verständnis für die Schönheit des Aufbaus des Problems und der Gestaltung der Stellung. Wenn daneben sowohl in der Partie als im Problem zeitweilig ursprüngliche Wendungen auftauchen, welche zunächst die Schranken durchbrechen, so beweisen solche Vorkommnisse nichts gegen die Regel. Die Meisterspielpraxis hält sich im großen Ganzen an die neue Methode; das gleiche beobachten wir seit Jahrzehnten an den Meistern des Problems. Nur Selbstmatts und Themasaufgaben bleiben grundsätzlich ausgeschlossen. Die Meister Koltz und Kockelkorn, die Verfasser des Buches über das Indische Problem, sprechen von dem schweren Irrtum, der in den „Kunstgesetzen“ liegt, weil durch die Regel Ideen unterdrückt würden. Untersuchen wir kurz diese Ansicht auf ihre Berechtigung: Angenommen die Healy-Koltz und Kockelkornsche Figur verschaffe sich als Einleitungszug zu bekannten Kombinationen allgemeine Geltung, dann hat sie eben auch ihren Platz in den Kunstregeln erobert oder es ist eine neue Richtung von Themasaufgaben entstanden. Heute handelt es sich offenbar nicht mehr um die Grundsätze, welche Koltz und Kockelkorn, Klett, Berger und die Böhmische Schule einst für die Problemkomposition entworfen haben. Es wird gegen die Kunstgesetze überhaupt Krieg geführt. Der Meister soll dem Jünger keine Weisungen mehr geben oder geben können, die dem Nachstrebenden vorerst das Verständnis für den Aufbau des Problems eröffnen. „Komm mit einer guten Idee und sie wird in jeder Toilette empfangen werden“ ist die erlaubte Parole, welche der Jünger zuallererst mit großen Korkereien beantworten wird. Aber unter dem Zeichen der Kunstgesetze wurde eine relative immense Anzahl von Meisterwerken geschaffen. Das „Indische Problem“ läßt sich noch nicht erkennen, daß die neuen Ideen, die da angebahnt werden sollen, auch nur annähernd eine solche Blütezeit der Problemerkunst werden, wenn die gegenwärtige entschwindet.

Partie Nr. 49. Gespielt in einer internat. Korrespondenzpartie. — Steinitz-Gambit.

Weiß: Schwarzbach, Schwarz: Zanki.

1. e4—e5, 2. Sc3—Sc6, 3. f4—exf4, 4. d4—Dh4+, 5. Ke2—d5, 6. Sf3—Lg4, 7. exd5—0-0-0. Zukertort war der Ansicht, daß Schwarz durch dieses Opfer gewinnen müsse, die neuesten Forschungen haben aber die Inkorrektheit dieser Kombination erwiesen. 8. dxc6—Lc5, 9. Dd1. Dieser geistreiche von L'hermet gefundene Zug rettete das weiße Spiel. 9. ... Te8+. 10. Kd2—Dd8, 11. Df2—Te3, 12. exb7+—Kb8, 13. Sb5!—Lx13, 14. c3!—Lh5, 15. Dxf4—Le7. Ein letzter Versuch, den Angriff zu erneuern, derselbe wird aber von Weiß in köstlicher Weise abgeschlagen. 16. Dxc7+—Dxc7, 17. 8xc6—Lg5, 18. Sa6+—Kxb7, 19. Sa8+—Kb6, 20. Kc2—Lg6+, 21. Kb3—Te6, 22. Sa4+. Aufgegeben, auf 23. ... Ka5 folgt 23. Lxg5.

Wohnung und Haushalt

Variationen über ein Thema:

Das halbe Zimmer.

Was mag wohl die Architekten bestimmen, unserem Wohnungsgrundriß immer wieder einen Raum von so mangelhaften Ausmaßen beizugeben, anstatt die wenigen Quadratmeter Platz den übrigen Zimmern einzuverleihen? Nun, die Möglichkeit, sich zu isolieren, hinter sich die Tür zu schließen, um sich irgendeiner Tätigkeit still hinzugeben, ist so unschätzbar, daß Wohnungsbildner und Wohnungsinhaber sich einig in der Rechtfertigung und Aufrechterhaltung dieser „halben Zimmer“.

Des Mieters Aufgabe ist es nun, durch Zweckgebung und Ausstattung dem Zimmerchen seine Unzulänglichkeit zu nehmen, um es zu einem ersten Ganzen zu machen. Ich möchte ein paar Grundregeln voranstellen, die als unbedingte Voraussetzungen für die optische Vergrößerung und allgemeine Verschönerung kleiner Räume zu gelten haben.

Ausweg hingewiesen werden, Klappbetten zu benutzen, um den für die Kinder so notwendigen Bewegungsraum zu schaffen. Gute Klappbetten sind nicht unhygienisch, da ein kleiner Zwischenraum zwischen Wand und hochgeklapptem Bettgestell für Durchlüftung der Betten sorgt. Der Schrank im Kinderzimmer muß zwei Forderungen erfüllen: er muß niedrig sein, und er darf keine scharfen Ecken haben. Ein Kindertisch schließt sich dicht an den Schrank an, darüber für kindliche Wichtigkeiten ein Holzbord, hell, jedoch nicht weiß gestrichen. (Weiß ist längst schon als „tote Farbe“ für Kinderzimmer entthront.) Unter dem Fenster ist in Breite und Tiefe des Fensterbrettes ein kleines Holzregal eingelegt. Das Fenster selbst ist frei von Gardinen, nur den Mauervorsprung oben am Fenster umschmeielt ein schmaler Querbehang. Eine Roll-Juggardine kann mit einem Rud

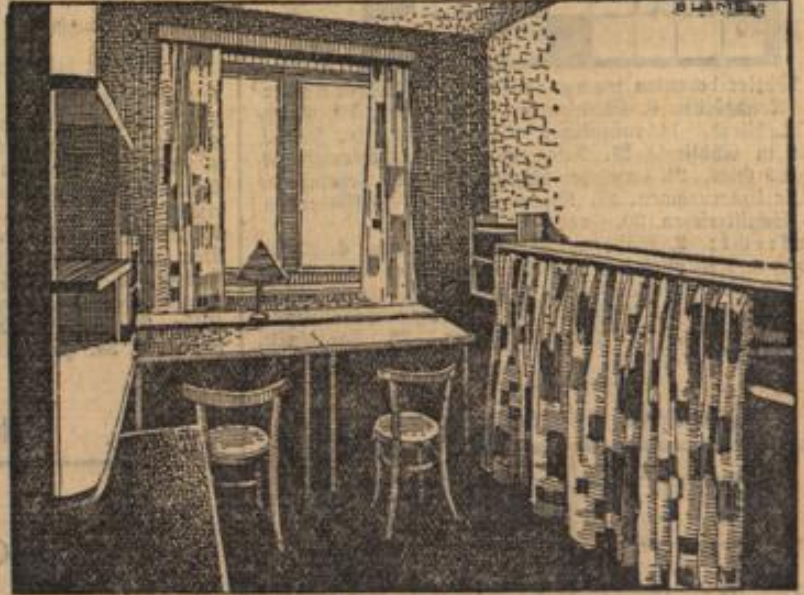
für eine Weile zu vergessen. Alles in allem: Mutters Stube.

Ein Werkzimmern des Mannes: Rechts in ganzer Breite des Zimmers ein Schreibtisch im Rohzustand, also einer mit roher Hornplatte, auf der man auch mal schnitzen und hämmern kann, getragen von zwei einfachen Holzbeinen. Auf diesem Tisch der ganze geistreiche Kram eines Hand-Kopfarbeiters: Pläne und Zeichnungen, Werkzeug, Draht, Pappe und Zirkel. Links in ganzer Breite des Zimmers ein offenes Bücherregal, zinnoberrot gestrichen (aber mindestens vier- bis fünfmal), der untere Teil vorgebaut für Mappen und Zeitschriften. Dazwischen ein glücklicher Mensch, der mit Erlaubnis seiner Frau in seiner Wohnung werkeln darf. Beleuchtung: Pergament-Rippstirn-Tischlampe, Gardine: Seidenwand-Juggardine an Rollen, Bodenbelag: Chinamatte.

Ein Gastzimmer sei der Inbegriff eines sachlich und aufmerklich zusammengestellten „möblierten Zimmers“. Es hat vornehmlich nicht durch Eleganz, nicht durch Behaglichkeit zu wirken, sondern durch neutrale Zurückhaltung. Ein Gast bedarf des reinlichen Nidelbettes mit waschbarer Wolldecke



Liege- und Leses-Ecke in einem halben Zimmer.
Das Sofa in der ganzen Breite des Raumes.



Arbeitsplatz am Fenster in einem Kinderzimmer.
Rechts hinter dem Vorhang die Klappbetten.

Von der Art der Decken- und Wandbemalung hängt das meiste ab. Eine großgemusterte Tapete für kleine Zimmer ist ebenso ungeeignet wie eine dunkelgrundige, weil diese den Raum noch kleiner und dunkler erscheinen läßt, jene für ihre Muster-Aufteilung keine Auslaufs-Fläche findet, und das sich-Zerlaufen des Musters dem Betrachter als Bewegung, Benähtigung bewußt wird. Eine sehr heitere, aufhellende Wirkung läßt sich erzielen, wenn man Decke und Wände gleichmäßig mit einer hellen, verschwimmend kleingemusterten Tapete auskleidet. Auch eine schwache Abschattierung, indem man die Decke etwas dunkler als die Wände ausführt, läßt, schafft eine überraschende Veränderung im Raum. Das Schleifflutieren von Decke und Wand, ein etwas loßspieliges Verfahren, ist für kleine Zimmer vorzüglich geeignet. Wenn man zum Beispiel die Decke zitronengelb, cremefarben die Wände und die Tür grau-blau streichen läßt, dann braucht man das Zimmerchen nur noch mit einer entsprechenden Anzahl von Stühlen zu möblieren, und die ganze Familie wird fortan am liebsten hier verweilen, um sich beim Anblick der zarten Pastellöne in bester Stimmung zu befinden.

Ein Kinderzimmer: Immer wieder muß auf den

das Zimmer in tiefe Nacht tauchen. Die Beleuchtung im Kinderzimmer bestehe, nein, nicht aus einem lustvoll geschnittenen, Zwerge- und Pilz-belehten Reifen mit schummiger Beleuchtung, sondern, den Kinderäugen zuliebe, aus einer hellen Opalglas-Kugel an einem Nidelpendel. Die Romantiker lassen wir den Kindern für einige Festtage im Jahr. Bodenbelag: Linoleum.

Ein Nähzimmer: So kleiner das Nähzimmer, um so glücklicher die Näherin, die mit Nähmaschine, Bügel- und Zuschneidetisch gleichsam verwachsen, ihre Stednadeln und Stoffreste nur über kleinsten Raum verstreuen kann und ein paar Kilometer Hin- und Herrennen spart, da alles in greifbarer Nähe ist. Die Nähmaschine steht unter dem Fenster am hellsten Platz; links an der Wand eine Kommode, mit Schnittmustern, neuen und alten Stoffen, Strumpfbord, zu feindlichen Lagern gebündelt, damit Visa nicht nachher Hannas Strümpfe trägt; rechts an der Wand der Nähstisch mit der beinahe schon historischen Knopfsammlung, der Garn-Armee und dem Nadel-Arsenal. Im Hintergrund eine Chaiselongue, von einem Wandarm freundlich erhellt, um über einem Buch das Martyrium des Nähens

(ausnahmsweise nicht pferbedeckbraun, sondern hellgrün oder sandfarben, wie es eben zum Zimmer paßt), eines Tisches, der Schreibtisch, Les- und Ablegetisch in einem sein wird, an dem er seinen Freunden schreiben kann, wie wohl er sich bei uns fühlt. Er bedarf eines Liegestuhles, in dem er nach dem Genuß unserer Waldbeertorte ausruhen kann und eines Universal-Schranks aus getriebenem Metall für die Garderobe einer kurzen Reise. Nicht zu vergessen den schmalen, ungerahmten Spiegel zur sorgfältigen Begutachtung vom Scheitel bis zur Sohle. Als einziger Schmuck wird ihm der kleine Kopenhagener Wandteller mit dem Madonnenbildchen darauf genug zu denken aufgeben. Beleuchtung: eine kleine Leselampe mit grünem Glasschirm, über dem Spiegel eine Soffitte. Bodenbelag: Linoleum und ein kleiner einfarbiger Bouclé-Läufer. Fensterbekleidung: jadergrüne Vollegardinen.

Fast scheinen die Möglichkeiten, ein halbes Zimmer zu nutzen, unerhöplich zu sein. Ich denke noch an ein beschriebenes Speisezimmer, ein Schrankzimmer zum Abstellen vieler Dinge, an ein häusliches Büro. Aber fest steht jedenfalls, daß es uns allen unentbehrlich ist.

Ilse Deife.

Der bunte Sessel.

Wie die Kleidung der Frau heute Übereinstimmung aller Einzelheiten anstrebt, findet auch der moderne Wohnraum seinen feinsten Reiz erst im Zusammenklang aller Dinge. Die Wirkung eines schönen Raumes beruht nicht wenig auf der feinsten Verteilung der Farbe, die wechselseitig in matter Zurückhaltung und starker Zusammenballung aus einem Raum ein schönes Bildnis machen



kann. Mit Mustern muß man sparsam umgehen, um einen um so größeren Eindruck durch ein Muster, ein Ornament hervorzurufen. Indem wir einiges im Raum, etwa die Tapete, ja sie besonders, oder den Teppich äußerst schlicht sein lassen, können wir den starken Kontrast eines ganz bunten Sessels ruhig wagen. Chintz und Kretonne sind die Stoffe, die, oft schon in hoher Gunst und einst aus Indien zu uns gebracht, uns neu entzünden. Reinenähnlich, jedoch von stumpfem Glanz und straff wie die Haut eines Tieres, ist es ein Stoff von strenger, fast rätselhafter Schönheit. „Ist das Seide?“, denkt man und tastet mit fragender Hand darüber. Und wundert sich, wie doch die Phantasie, die für die heutige Raumgestaltung totgefragte, wieder so tolle Blüten treiben kann. Märchenblumen schwimmen auf weißem Grund, feberbesteckte Bügel wippen in Ranken, schöne, schöne Traumesseln!

Zur Entlastung der Hausfrau.

Planvolle Organisation und technische Hilfsmittel.

Von C. Billwod.

Der gutgeführte Haushalt ist fast immer, gleichgültig, ob die Hausfrau den Ausdruck „Rationalisierung“ darauf angewendet wissen will oder nicht, ein vernunft- und planmäßig angelegter und geleiteter Betrieb zur Befriedigung der Bedürfnisse sämtlicher Familienmitglieder. Er ist

keineswegs das, was heute vielen Frauentreibern als schreckliches Vorbild erscheint: nämlich eine Wohnmaschine; seine Küche ist keineswegs ein Maschinenlaboratorium, und auch die Hausfrau hat zur Leitung ihres gesamten Hausstandes nicht nötig gehabt, einen Monteurkursus zu absolvieren, um ihre technischen Hilfsmittel ständig in Ordnung zu halten. Der gutgeleitete Haushalt läuft reibungslos, fast möchte man sagen, wie geditt, nur darum so gut, weil an die Stelle einer planlosen Wirtschaft, in der zu jeder Zeit immer nur das ausgeführt wurde, was gerade notwendig war, jetzt eine zielbewusste, planvolle Haushaltsführung trat. Zur Verwirklichung der Aufgabe, den Haushalt rationell zu führen, gehört also in erster Linie die geistige Planung des Ganzen. Die einzelnen häuslichen Arbeiten, sowohl ihre Durchführung als auch ihre Einordnung im täglichen, wöchentlichen oder gar monatlichen Turnus sind vorbedacht und werden auch (in elastischer Anpassung an die nicht vorhergesehenen zufälligen Ereignisse) sinnvoll durchgeführt. Treit hierzu eine hausfräulich gut durchdachte Vorratshaltung, die viele unnütze Wege ersparten kann, ergänzt ferner ein gut durchgearbeitetes häusliches Budget den Haushaltsplan, dann erscheint uns der bestgeleitete Haushalt als ein Lebensrahmen, der organisatorischen Gedanken und Anordnungen vorzüglich und willig folgt.

In diesem gut durchdachten Haushalt ist der Ablauf des Alltäglichen geregelt zur geistigen Entlastung der Hausfrau. Die häusliche Organisation entlastet sie in der Tat von sonst notwendig stets neu zu treffenden Entscheidungen und schüßt sie vor Arbeitsüberhäufung und Verwirrung. Zur körperlichen Entlastung der Hausfrau gehört aber eine sinnvolle Anwendung neuerer Erkenntnisse auf dem Gebiete der Arbeitsphysiologie und der hauswirtschaftlichen Technik. Einlagen von Ruhepausen, Vermeidung ungewöhnlicher Körperhaltungen, Erledigung von Arbeiten, die man bisher nur im Stehen durchführen zu können glaubte, im Liegen: das sind die Forderungen, die die Hausfrau an sich selber erfüllen muß und erfüllen kann.

Wichtige Hilfsmittel zur körperlichen Entlastung der Hausfrau stellt die Technik zur Verfügung. Die meisten Hausfrauen ahnen nicht, welche ungeheure zeitliche Entlastung und Kraftersparnis durch einfache hauswirtschaftliche Maschinen und Geräte möglich sind. Viele dieser Hilfsmittel verbinden mit ihrer Eigenschaft, die Kräfte der Frau zu entlasten, noch ganz neuartige Wirkungen, deren Einfluß auf das Wohlbefinden und die Gesundheit aller Familienmitglieder nicht unterschätzt werden darf. Es sei hier nur an die großen hygienischen Vorteile elektrischer Geräte, wie z. B. des Staubsaugers, des Heizlöffels, erinnert.

Diejenige Hausfrau, die neben ihrer Hausfrauentätigkeit noch einen Beruf auszufüllen hat, wird auf technische

Hilfsmittel um so weniger verzichten wollen, je mehr sie die große zeitliche und körperliche Entlastung durch technische Geräte kennengelernt hat. Um ein Beispiel zu nennen: Die sehr zeitraubenden Arbeitsvorgänge beim Gemüsebad gehen durchschnittlich (Reinigungszeit für die Maschine mit eingerechnet), sechsmal so schnell vor sich als bei der Handarbeit; bei der Hauswäsche lassen sich viele Stunden ersparen, wenn elektrisch oder von Hand angetriebene Maschinen zur Anwendung kommen. Die besondere Wirksamkeit gewisser Küchenmaschinen, die mit großer Gleichmäßigkeit und jeder gewünschten Feinheit das ihnen zugeführte Material verarbeiten, erleichtert z. B. auch in der Kinder-, Kranken- und Diätküche die Durchführung mancher ärztlichen Verordnung, und die Sauberkeit und leichte Reinigungsmöglichkeit der meisten Maschinen sind unbedingt als Vorteile zu buchen.

Es kommt für den Haushalt aber nicht allein darauf an, möglichst viele Maschinen zu besitzen. Es kommt vielmehr darauf an, daß die technischen Mittel auch sinnvoll angewendet werden. Nicht der vollgepackte Maschinenschrank ist das Symbol für den gutgeleiteten Haushalt, sondern der Geist, der diesen Haushalt regiert.

Sind nämlich technische Geräte, ganz gleich, ob elektrisch oder von Hand angetrieben, im Haushalt vorhanden, dann gehört auch Liebe und etwas technisches Verständnis der Hausfrau dazu, sie richtig anzuwenden und zu pflegen.

Der bestgeleitete Haushalt dient letzten Endes immer der Hebung des kulturellen Niveaus. Bei den engen Beziehungen zwischen Hauswirtschaft und Volkswirtschaft werden auch die Einwirkungen einer optimalen Hauswirtschaft auf die Wirtschaft des ganzen Volkes unverkennbar sein.

Erprobt und bewährt!

Mehl gegen Verbrennungen. Die verbrannte Stelle ist damit zu bestreuen, wodurch Schmerzen und Blasenbildung vermieden werden.

Angestrichene Möbel wäscht man mit Regenwasser ab, was besser als Seifenwasser reinigt. Mit ein wenig Vaseline poliert, erhalten sie ihren Glanz wieder.

Linoleum zu oft zu waschen, ist nicht ratsam. Glanz und Elastizität erhält man am besten, wenn man dem Wasser einen Löffel voll voll Paraffin zusetzt.

Puhleder reinigt und erhält man weich durch Auswaschen in Salzwasser. Während des Trocknens muß man sie öfters mit den Händen weich reiben.

Stearinlede auf Stoffen und Teppichen bedeckt man mit einem Löffel und bügelt sie aus. Entstandene Ränder entfernt man durch Reiben mit kölnisch-Wasser.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 256.

Sonntag, 18. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mit der Ordnungsliebe und Pflichttreue der Deutschen im allgemeinen und der Hanseatin im besonderen hatte Brigitte ihren neuen Freund zu bestimmen gewußt, ein paar Stunden täglich in der Bibliothek zu kramen.

„Ich mag nicht nur immer spielen und mein Leben genießen. Soweit das unter diesen Umständen eben möglich ist, möchte ich ein bißchen arbeiten. Wollen wir anfangen, die Bibliothek zu ordnen?“

„Es ist der Herzog von Gogle, dem Sie diesen Dienst leisten wollen!“

„Ach, wenn schon. Und ich habe einmal gelesen, daß es nur menschlich und einfach eine Forderung der Kultur sei, Gefangenen Arbeit zu gewähren.“

Clifford lächelte etwas gequält.

„Sie — werden mich nicht entgelten lassen, daß ich Ihr Kerkermeister bin?“

„Aber Henry . . .“

Sie ahnte nicht, wie zärtlich ihr Blick in seine liebevollen Augen tauchte.

„Sie werden ja auch müssen . . .“, fügte sie nachdenklich hinzu.

„Ich tue es freiwillig“, erläuterte er ernst, „um Schlimmeres zu verhüten . . .“, dachte er. Sie fühlte es, ohne daß er es aussprach — seufzte ein wenig — und sah dann voll Vertrauen zu ihm auf.

Eines Tages — draußen brütete die Sonne des Südens schon fast unerträglich heiß um die Mittagsstunde —, als sie beide in der Bibliothek etwas hilflos zwischen den Folianten kramten, stürzte Jim herein.

„Polizei . . .“

„Wieso?“

„Wegen Miß Holm, natürlich . . .“

Henry erbleichte — aber auch Brigitte war erschreckt.

Dann leuchteten ihre Züge auf.

„Oh, Henry — die Meinen! Sie lassen mich suchen — haben mich gefunden. Kommen Sie mit nach Nizza. Wie werden sich Emily und alle anderen freuen, Sie kennenzulernen.“

Henry Clifford war sehr ernst geworden.

„Miß Holm, seien Sie großmütig. Verbergen Sie sich. Wenn Sie jetzt hier entdeckt werden, so bedeutet das eine Katastrophe für den Herzog und — mich!“

„Aber . . .“

„Erklären Sie wenigstens, freiwillig hier zu sein.“

„Unmöglich!“

„Unmöglich!“ warf Jim ein. „Mylord, bedenken Sie, welch ein Licht damit auf alle fielen.“

Henry begann sich.

Er errötete heiß.

„Vielleicht — wenn Miß Holm sich als die Schwester von Mylord ausgeben möchte . . . Sie gleichen einander sehr — und . . .“

Cliffords Blicke suchten scheu die Brigittes.

Aber noch ehe diese sich entscheiden konnte, betraten die beiden Polizeibeamten den großen, etwas dämmerigen Raum.

Sie begrüßten Clifford, von dessen Anwesenheit sie bereits durch Jim unterrichtet waren, mit der vollendeten Höflichkeit, die seinem Rang und Stand zukam — baten um Entschuldigung für ihre Anwesenheit, wiesen ihre Befehle und ihre Marken vor und wandten sich nach Brigitte um.

Das junge Mädchen hatte, besser als die Beamten an die Dämmerung im Saal gewöhnt, das langsame und qualvolle Erblichen des jungen Freundes und Trösters beobachtet und, ihre eigenen Angelegenheiten und Sehnsüchte völlig vergessend, empfand sie nur noch Sorge und Mitleid. Sie hatte in diesem Augenblick noch nicht erfasst, daß Henry Clifford „Earl of Rudyard“ — also der Sohn des Herzogs war. Sie hatte nur im Ohr sein ehrlich bittendes Wort „für den Herzog und mich“ — und sie war Deutsche, das heißt voller Opfermut, wo sie — bewußt oder unbewußt — liebte.

Es hätte nur eines Wortes ihrerseits bedurft.

Aber sie sprach dies Wort nicht.

Sie schwieg einen Augenblick.

Und überließ den Polizeibeamten, die Situation nach ihrem Belieben zu klären.

Nun war zwar das Signalement und die Photographie Brigittes in ihren Händen — aber diese Photographie war mehrfach abphotographiert und sehr schlecht abgezogen, ehe sie zu ihnen gelangte — auch zeigte sie eine Brigitte in strengem Herrschschnitt des Haares — vor ihnen aber stand ein Mägdlein mit wallenden Locken, das weicher und jünger aussah, als Bild und Personalbeschreibung vermuten ließen. Was indessen in die Augen fiel, war die frappierende Ähnlichkeit der jungen Dame mit dem Earl of Rudyard — und ohne auch nur zu zögern oder durch einen polizeilichen Instinkt erleuchtet zu werden, verneigte sich der leitende Beamte vor ihr und redete sie höflich an.

„My lady verzeihen die Störung — wir handeln im Auftrag, werden Sie aber wie den Herrn Bruder so wenig wie möglich inkommodieren.“

Einen Augenblick äußerster Spannung.

Henry und Jim glaubten ihre Herzen bis zum Hals hinauf schlagen zu fühlen.

Aber mit einem schelmischen Blick auf Henry sagte

Brigitte in ihrem perfekten Englisch, das die französischen Beamten nicht verstanden: „Never mind, do what you are told.“ — „Schadet nichts, meine Herren — tun Sie Ihre Pflicht.“

Ein auffragender Blick in Henrys Augen — ein erleichtertes Hüfteln Jims.

Die Beamten warfen ihren Blick durch den Raum — verneigten sich vor den Herrschaften — schritten wieder hinaus.

Einen Augenblick herrschte bekümmertes Schweigen.

Dann erst wurde Brigitte — einigermaßen — klar, was sie getan. Sie brach in Tränen aus.

„Oh — das war unrecht — unrecht von mir. Mein armer Vater — und Emily. — Ich will — ich muß . . . Jim, call them back . . .“, fügte sie auf Englisch hinzu. — „Rufen Sie sie zurück . . .“

Henry trat dicht an Brigitte heran.

Er nahm ihre erkaltete Hand brüderlich zwischen seine beiden zitternden.

„Miß Holm, seien Sie barmherzig — mein Vater ist alt — es steht schwere Strafe auf eine Entführung, wie er sie — ich muß annehmen in einem Anfall geistiger Unmachtung — hat vornehmen lassen. Seien Sie großmütig — gedulden Sie sich noch eine Weile . . .“

„Ihr Vater? Sie sind — tatsächlich — sein Sohn?“

„Henry Clifford — Earl of Rudyard“, sagte der junge Mann — sich unwillkürlich verneigend.

In der Zeitspanne einer winzigen Sekunde erkannte Brigitte — glaubte zu erkennen — zweierlei: einmal, daß sie diesen Henry Clifford unaussprechlich lieb habe — so lieb, daß sie um seinetwillen die ganze übrige Welt vergessen hatte, mit samt ihrem guten Vater, der sich um ihretwillen ängstigen werde. Dann aber auch, daß dieser Henry Clifford falsch — grundfalsch — und sehr berechnend sei.

Sie hatte an seine ehrliche Freundschaft geglaubt.

Und er war nicht mehr und nicht weniger gewesen als der — geschicktere Agent seines Vaters.

Als Clifford sich aus seiner flüchtigen Verneigung aufrichtete, sah er ein kaltes, verschlossenes Gesicht, wo eben noch strahlender Liebreiz — warmherzigste Offenheit gewesen.

„Brigitte . . .“

Sie schüttelte stumm und mit hochmütigem Zurückwerfen den Kopf.

„Sie haben die Sache vorzüglich gemanagt — Sie haben mich tatsächlich zum zweiten Male entführt.“

Und an ihm vorüber verließ sie die Bibliothek und ging mit gesenkter Stirn und festgeschlossenen Lippen auf ihre Zimmer.

Die Folge dieser Episode waren zwei erregte Briefe, die auf dem Schreibtisch des wirklich bedauernswerten Herzogs lagen.

Der eine — von Henry — erwies sich als eine wilde und geharnischte Anklage des Sohnes gegen den Vater, der ihn in eine schiefe Lage gebracht habe — und forderte binnen vierundzwanzig Stunden die Befreiung des unglücklichen Mädchens, die in ihm — die Ärmste — einen ebenso struppelosen Menschen wie in seinem Vater erblicken müsse.

„Henry ist zuweilen doch noch nicht ganz erzogen“, seufzte der Duke, im Innersten von der Epistel, die direkt nach dem Augenblick geschrieben worden war, in dem Brigitte Henry ohne weitere Präliminarien verlassen hatte, doch aufs heftigste betroffen. „Meine Geselei kostet mich noch das Herz meines Sohnes“, sagte er sich melancholisch. Er fühlte, daß diese Begebenheiten ihn von seiner Lebenskrankheit — dem Prozeß um das Erbe der Herzöge von Arles — heilen würden. Hätte er ihn doch nie mit solcher Leidenschaft geführt! —

Der andere, aus der Feder des vorzüglichen Jim (der Herzog beschloß, dessen Gage sogleich zu verdoppeln) warf ein erklärendes Licht auf den Schrei Henrys. Jim berichtete zuerst von dem Besuch der Polizei — von Brigittes opfermütiger, aber unüberlegter Freiwilligkeit, das Gefängnis noch länger auf sich zu nehmen — von ihrem Entsetzen darüber, daß Henry der Earl of Rudyard sei.

Dadurch daß die Dame sich sozusagen bereitwillig entschlossen hat, hier zu bleiben, ist ja dem Herrn Herzog vielleicht eine große Entlastung zuteil geworden. Aber der Herr Herzog wird einsehen, daß das nur aus Zuneigung für unseren jungen Earl geschah — und daß das Fräulein keine Ahnung hat, welche üble Lage der Öffentlichkeit gegenüber für sie dadurch geschaffen ist. Miß Holm ist — soweit ich es mir erlauben darf zu urteilen — eine wirkliche Lady — und der Herr Herzog wird wissen, was zu tun ist, sie vor den Folgen einer kindlichen Großmut zu bewahren. Der Earl und die junge Dame, die sich (wie oft bereits in meinen Briefen erwähnt) sehr gern haben — sehr gut verstehen — gehen sich aus dem Wege. Das heißt, sie — ihm! Er sucht vergeblich, sie zu treffen. Sie sprechen nicht miteinander. Sie sind bleich, und es lohnt sich nicht, den teuren Koch noch zu halten, wenn sie nicht wieder anfangen, mehr zu essen. Miß Sofia — die Jose — sagt: „Sie regnet!“, wobei sie mit den Fingern über ihre Backen streicht. Aber — das ist nicht zum Lachen mit den jungen Herrschaften, und ich hoffe, der Herr Herzog ordnet bald an, was zu machen ist . . .“

Jim hatte gut reden. Anordnen?

Der Herr Herzog wußte nicht, was?

Grannee, die Weißhaarige, die im Londoner Palais der Goyles einen ganzen Flügel bewohnte und doch nur den schmalen Sessel an dem sonnigsten Fenster brauchte — hörte die lange Beichte ihres ebenfalls — wenn er nicht gefärbt hatte — weißhaarigen Sohnes stumm an.

Sie schwieg auch noch, als er geendet.

„Henry“, sagte sie endlich, „gib den Prozeß um das Erbe der Herzöge von Arles auf.“

„Ich habe den Entschluß schon halb und halb gefaßt.“

„Du tust noch einmal etwas — um dieser Sache willen — das dich für immer unmöglich macht.“

Henry Goyle senkte den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß das Medaillon je existiert hat.“

„Mutter, die Agenten haben es gesehen.“

„Wie können sie! Sie — du selbst — wer überhaupt mag wissen, wie es eigentlich beschaffen ist?“

„Wir haben kein getreues Konterfei in unserem Breitagner Erbsitz. Es hängt am Halse eben jener Isabella, durch die es doch in unsere Familie kam. Du selbst hast es mir oft gezeigt, als ich noch ein Kind war.“

„Das ist lange her.“

„Fünfundfünfzig Jahre!“ seufzte der Duke schuld- bewusst.

Die Greisin lächelte.

„Seit es in die Familie kam — dies unselige Medaillon, meine ich. Man könnte abergläubisch werden.“

„Das Gemälde stammt aus vierzehnhundertzweiundachtzig.“

„Wie möchte ein Schmutzstück aussehen, das so viel Jahrhunderte überdauert, so viel Geschlechtern gedient hat.“

„Gold und Edelsteine sind haltbar.“

„Und du — wie ich sehe — unheilbar.“

„Kommen wir auf die Sache zurück. Was rätst du mir zu tun?“

„Das Mädchen ist eine Verwandte der Windermere?“

„Wie gesagt!“

„So — bleibt dir nur das Opfer des Abraham!“

Langes Schweigen folgte diesen Worten der „Grannee“.

„Und wenn sie nicht will?“

„Auch sie — muß! Und dann: die beiden sind ja bis über die Ohren ineinander verliebt.“

„Aber — ob sie mich . . . als Schwiegervater mag?“

„Wahrscheinlich nicht. Aber du bist ja auch ziemlich Nebenbuhler.“

„Ob Ellen . . .“

„Auch sie muß sich fügen. Es gilt das Ansehen der Familie.“

(Fortsetzung folgt).

Flucht aus Kanada.

Von Armin D. Huber.

Der weite unbekannte Westen Kanadas hat das Abenteuererblut schon vieler Männer angezogen. Mancher ist nicht mehr heimgekehrt und hat, wie ein Kurt Haber, in den Wildnissen den einsamen Tod gefunden. Armin D. Huber, gibt uns in seinem neuen Buche: „Bei roten und weißen Abenteurern in Kanada“, das bei Streders und Schröder in Stuttgart erschienen ist, spannende Schilderungen seiner Erlebnisse. Nachstehend ein kleiner Ausschnitt aus dem mit 8 Bildtafeln geschmückten Buche.

Den ganzen Tag wagte ich mich nicht aus der Bude. Einmal jagte mir das plötzliche Erscheinen eines Polizisten nicht geringen Schrecken ein. Natürlich glaubte ich, daß er nur meinetwegen hier sei, aber er entfernte sich nach Einkauf einiger Zigarren gleich wieder, ohne mich überhaupt angesehen zu haben.

Nach dem frühen Abendessen wollte ich es wagen, die nötigen Einkäufe zu besorgen. Bald nach fünf Uhr betrat ich die bereits dunkel daliegende, nur von wenigen Laternen beleuchtete Carrollstraße und sah mich nach einem Konfektionsgeschäft um. Es befanden sich deren ziemlich viele in dieser Gasse, jedoch lauter sogenannte „second-hand-stores“, das heißt Läden von Altwarenhändlern. Von jeher hatte ich eine große Abneigung gegen getragene Sachen. Trotzdem wollte ich gerade einen solchen Laden betreten, als ich einige Schritte weiter drei große Schaufenster bemerkte, in denen Winterkleider und allerlei Sweater ausgelegt waren. Kurz entschlossen ging ich in das Geschäft und fand gleich, daß ich eines der größten Warenhäuser Vancouvers von der Rückseite her betreten hatte — Spencers Departement Store — denn die Parallelstraße zur düsteren Hafengasse, die Hastings Street, war eine der Hauptstraßen der City. Rasch wollte ich mich wieder dem Ausgang zuwenden, da fielen meine Blicke auf eine schöne Sweaterauslage ganz in der Nähe.

Etwas ungeduldig verhandelte ich mit einem schönen, aber gar hochmütigen Ladenmädchen. Ich blühte dabei zufällig auf die Seite und schaute einem dicken Menschen mit einem aufgedunsenen Gesicht in die Augen. hm, kannte ich den Burschen nicht? Ein unbehagliches Gefühl durchdrang mich — doch! Lähmender Schreck fuhr mir in die Glieder. Der Bursche da — wie ein Licht des Erkennens über seine dicken Züge huschte! — der Bursche war ein Detektiv vom Polizeidepartement! Derselbe, der mich vor Jahren einmal im Verdacht der Eisenbahnräuberei gehabt hatte, dieser gefürchtete Robertson — im Jahre 1928 versuchte man ihm wegen Meineids, Bestechung und anderem zu Leibe zu rücken. Dieser Mensch stand vor mir — dem armen Schlucker, der kein Geld hatte. Eine leibhaftige Erscheinung des Teufels in höchst eigener Person hätte mich nicht so heftig erschreckt. Robertson selbst schien die Überraschung in die Glieder gefahren zu sein. Er fuhr nach seiner Rocktasche. Diese Bewegung löste meine Tatkraft aus. Mit einem Satz verschwand ich in der Menge der Käufer. Dank Gott herrschte gerade jetzt ein reger Geschäftsverkehr! Laut brüllte es hinter mir her: „—hold him —!! Rubber, Murderer — hold that fellow!“

Leute starrten mir angstvoll ins Gesicht, wichen entsezt vor mir zurück. Ein großer Mann trat mir entgegen. Ein kräftiger, verzweifelter Schlag, und er flog wie ein Spielball zur Seite.

Vor mir rollte eine laufende Treppe. Mit drei Sprüngen war ich droben im ersten Stockwerk. Ein schneller Blick zurück nach unten — nur gaffende Menschen, aber kein Verfolger!

Da sah ich die offene Tür eines Lifts. Der Boy wollte gerade schließen. Ihm schien mein ungekünstetes Wesen gar nicht aufzufallen. „Up!“ sagte er und ließ mich noch ein. Atemlos knirschte ich „sixth!“ — sechstes Stockwerk! Noch eine Frau befand sich in dem Aufzug. Ich zerplachte fast vor Ungeduld, als im dritten Stockwerk für einige Sekunden gehalten wurde. Endlich waren wir oben angekommen!

„Thank you!“ und ich war draußen. Nur wenige Menschen waren hier, Verkäuferinnen, die mich aufmerksam musterten. So gelassen wie möglich auftretend, marschierte ich an ihnen vorbei. Notausgang! war der Gedanke, der meine Sinne jetzt beherrschte. Da hinten — ein rotes Schild: Exit!

Unbekümmert riß ich die eiserne Tür auf. Ich trat auf einen kleinen Balkon hinaus, von dem ein schmaler Steg nach einem dicken Eisenturm führte. Eine enge Stahltür ließ sich hier öffnen, und — ich rutschte auf einer Spiraltreppe

bahn, wie sie schöner auf keinem Jahrmarkt zu finden ist, in die Tiefe.

Ich sah mich auf einem mit Kisten und Kisten überdeckten Hinterhof. Er war nach einer Seitenstraße hin offen. Kein Mensch weit und breit — doch, dort kam eben ein Polizist herangesprungen, gerade auf den Eisenturm zu. Ich duckte mich hinter einige Kisten, kroch in ihrer Bedung nach der Straße und lugte um eine Ecke. Eine Menge Menschen standen dort umher. Man starrte in das Geschäftshaus hinein. Frauen stöhnten, Männer fluchten mutig, die Nähe der Damen ganz außer acht lassend. Ich mußte meiner gefährlichen Lage zum Trotz verächtlich lachen — dumme Kötter!

Ich nahm eine kleinere Kiste in die Arme. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich einen Sweater in der einen Hand festhielt. Den hatte ich also, ohne es zu wollen, gestohlen! Ich streifte ihn rasch über und betrat klopfenden Herzens mit der Kiste vor Brust und Gesicht die Straße. Mir war, als würde mich jemand an der Kehle. Aber ich schritt mit Todesverachtung voran, direkt auf die Menschenmenge zu. Mit mir zugewandtem Rücken standen zwei Polizisten am Geschäftsausgang und kontrollierten alle Leute, die herauskamen, aufs schärfste. Laut unterhielten sich die Menschen um mich her: „—Mörder — hat zwei im Laden niedergeschlagen — erschossen — — ich habe den Schuß gehört — derselbe, der neulich den Polizisten auf der Straße erschossen hat — —!“

Ich stellte meine Kiste auf ein in der Nähe stehendes Lastauto, dessen Fahrer jedenfalls, wie der Mob auch, mit-half — mit dem Mundwort — den Massenmörder zu fassen. Unauffälligen Schrittes entfernte ich mich um die nächste Ecke, bog links nach dem Hafen ab und war gleich am Wasserstrand angekommen. Ich sah nach der Nummer der ersten Bierhalle — drei! Da mußte ich noch eine Straße laufen.

Auf dem Schienenstrang der Hafenbahn marschierte ich los. Die Angst drückte mir jetzt noch mehr die Kehle zu wie vorhin im Warenhaus. Wie, wenn das Schiff nicht mehr da war, wenn es bereits in See stach? Wenn die beiden Schweden alles erlügen hätten, um mir einige Dollar abzutropfen?

Eine halbe Stunde war ich unterwegs. Da vorne tauchte Pier 9 auf. Ich sah zwei Frachtdampfer längs der Pier liegen. Einer stieß gerade in diesem Augenblick vom Pier ab — Himmel! Wenn das der meinige wäre! Ich rannte, als ob ich ihn einholen wollte.

Ich atmete auf. Am Heck des Dampfers wehte eine französische Flagge im Wind, aber mein Schiff war ja ein Kanadier.

Ich lief auf dem Pier in den Hafen hinaus. Jetzt war ich beim anderen Schiff angelangt. Unendliche Freude jubelte in mir auf. Groß stand am Heck angeschrieben „Frederite“!

Emsig war man mit Kistenwälzen und Sackefahren beschäftigt. Ungeschoren betrat ich über die Gangplanke das Deck. Ich stieß mit einem ungeschlachteten Menschen zusammen. Er fuhr mich an: „Scher dich zum Teufel — leer-gefressen heute — fertig mit der Bettellei!“

„Komme nicht ‚bumming‘ (betteln), Boß!“ erwiderte ich. „Wo ist der Bootsmann?“

„Bin ich — zum Teufel, sieht man mir das etwa nicht an?“ schrie er unwillig.

„Fred Thompson ist mein Name. Bin der „neue Cookie“ (Kochgehilfe), der Koch muß es wissen, der hat mich angeheuert!“

„Angeheuert — so? Und ein Cookie?“ Er nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf und fuhr in schroffem Ton fort: „Dann rasch dahin, wo Ihr längst sein solltet, aber halt — zuerst noch zum „Burser“ (Zahlmeister) und einschieben lassen, bevor unsere Papiere fertiggemacht werden — marsch!“

Alles ging glatt vonstatten. Niemand machte mir irgendwelche Schwierigkeiten, da meine Papiere in Ordnung zu sein schienen.

In der Küche mußte ich gleich aufwaschen und Kartoffeln schälen. Der Schiffstoch war eine freundliche Seele, mit dem ich schon auszukommen hoffte. Die Arbeit konnte meine Erregung aber gar nicht vertreiben. Bernahm ich eine fremde Stimme, so dachte ich immer, man suche nach mir. Wenn mich jemand anschaute, so glaubte ich einen Verdacht in dessen Augen zu lesen.

Endlich, nach Mitternacht, hörte ich scharfe Befehle am Bug des Dampfers erschallen. Eine Sirene heulte einmal — zweimal — dreimal! Eine Dampfwinde zückte, Ankerketten rasselten. Jetzt begann es im Schiffsleib zu klampfen und zu dröhnen — die Maschinen waren in Tätigkeit getre-

ten, und die Schiffschrauben peitschten träge das Hafenwasser.

Ich eilte an Deck. Ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen. Laut lachte ich auf vor Freude, als ich die Hafenanlagen schon weit hinter uns sah und die bewaldeten Ufer des Burrard Inlet rasch an uns vorbeizogen, endlich hinter uns im Halbnebel verschwanden. Und doch schlich sich bald eine seltsame Trauer in mein Gemüt ein — da hinten entschwand mein geliebtes Kanada, das Land meiner Glücksträume, meine Wildnis! Würde ich es wiedersehen? Ja — ich mußte es wiedersehen!

„Arbeit drunten — die zweite Woche will auch was zu essen — der alte Koch wird Euch schon etwas zu sagen haben — god damn into hell!“

Ich warf noch einen kurzen Blick zurück: Good Bye my Canada!

Die kleine Gefälligkeit.

Von Sven Jetterström.

„In diesem Sommer bleiben wir zu Hause,“ sagte Herr Edhard zu seiner Frau. „Dieses Jahr können wir uns keine Reise leisten, die Geschäfte sind schlecht, und außerdem ist die Stadt im Sommer auch sehr schön. Ich liebe die Stadt, und daneben können wir das teure Geld sparen.“

„Das habe ich jezt jedes Jahr hören müssen,“ erwiderte seine Frau; „aber wenn es so weit war, sind wir doch noch immer gereist.“

„Dieses Jahr nicht; es ist einfach unmöglich.“

„Aber denke doch an unsere Bekannten, wie schön sie es haben werden. Mittlers fahren an die Nordsee. Frau Willmann hat eine wundervolle Försterei entdeckt, wo sie für billiges Geld in voller Pension leben, und Pohls machen eine Reise mit ihrem Auto. Beneidest du sie nicht?“

„Keine Spur. Die Stadt ist am schönsten, hier ist es ruhig, und wir haben keine Scherereien. Denke an die überfüllten Eisenbahnzüge und an die Mühe mit dem Paden. Hinterher fehlt dieses und jenes.“

Es blieb bei dem, was Herr Edhard bestimmte, und seine Frau war nicht allzu traurig darüber. In der Stadt mochte es ja im Sommer auch ganz schön sein. Also erzählte sie Freunden und Bekannten, daß sie diesen Sommer beschlossen hätten, daheim zu bleiben. Zwar sagten die Blide ihrer Freundinnen: „Dann muß es allerdings faul mit Edhards stehen!“ — aber darum kümmerte sie sich nicht.

Da klingelte eines Tages das Telephon. Das war ihre Freundin Frau Willmann, die etwas auf dem Herzen hatte.

„Liebe Mally,“ sagte sie, „ich habe gehört, daß ihr diesen Sommer zu Hause bleibt, und da wollte ich dich um eine kleine Gefälligkeit bitten. Möchtest du nicht meine Kasse in Pflege nehmen, während ich fort bin? Es ist so umständlich, sie mitzunehmen. Du brauchst keine Angst zu haben, sie ist sauber und artig. Man merkt sie überhaupt nicht in der Wohnung.“

Frau Edhard wußte erst nicht, was sie antworten sollte; aber abschlagen konnte sie das nicht gut. So versprach sie, die Kasse in Pflege zu nehmen und ihr jeden Tag Milch und Sahne zu geben.

Am nächsten Tag klingelte Herr Pohl beim Herrn Edhard an. Er sagte: „Höre mal, Willy, ich möchte ein paar Wochen mit meiner Familie im Wagen umherzufahren; da ich eben erfahre, daß ihr zu Hause bleibt, wollte ich dich um eine Gefälligkeit bitten. Mein Ältester muß nämlich die Ferien über feste hüpfen, und so kann ich ihn nicht mitnehmen. Da wollte ich dich fragen, ob er vielleicht inzwischen bei euch wohnen könnte? Ich bezahle ja gern eine kleine Entschädigung.“

Auch Herr Edhard wußte nicht, was er antworten sollte. Aber seinem alten Freund Pohl diese kleine Gefälligkeit abschlagen konnte er natürlich nicht. Bezahlung mochte er für die „paar Tage“ auch nicht verlangen! „Na ja, schide also den Jungen, wir werden ihn schon zu deiner Zufriedenheit behandeln.“

Es schien also, als wenn die nicht verreisende Familie Edhard durch einen fremden Jungen und eine dito Kasse in den Ferien vergrößert werden würde. Aber es sollte Schlimmeres kommen.

Frau Mittler, die an die Nordsee gehen wollte, klingelte bei Frau Edhard an:

„Ihr bleibt ja doch im Sommer hier. Da wollte ich dich um eine kleine Gefälligkeit bitten. Wenn ich dir die Schlüssel zu meiner Wohnung gebe, — willst du wohl ab und zu herkommen und meine Blumen gießen? Ich habe so viele Blumen, die zu bestimmten Zeiten gegossen werden müssen.“

Erst die Kakteen, die einmal in der Woche Wasser brauchen, und dann alle die anderen, die du jeden zweiten Tag gießen müßtest. Das tußt du doch gern, Mally, nicht wahr?“

Frau Edhard hörte sich das stumm mit an. Was sollte sie antworten! Wenn sie einen Jungen und eine Kasse aufnehmen konnte, so würde sie ja auch in eine Wohnung gehen können und die Blumen gießen. Das war noch erheblich einfacher. Sie versprach also, die Blumen zu pflegen.

Ein paar Tage später jedoch kam das ganz bide Ende. Blum, ein alter Freund und Kollege von Herrn Edhard, klingelte bei ihm an und sagte:

„Servus, Willy! Ich habe gehört, daß du im Sommer hier bleibst und nicht verreist. Das ist eine glänzende Idee! Das will ich nämlich auch. Aber dafür verreist meine Wirtschafterin ein paar Wochen, und da würde ich gern bei euch in volle Pension kommen.“

Herr Edhard legte den Hörer energisch auf die Gabel.

„Mally,“ rief er seiner Frau zu, „weist du, wo der Sommerfahrplan liegt?“

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Moderne Tierfabeln.

Von Albert Reinide.

„Tempo, Tempo! man muß immer für den Fortschritt sein!“ rief das Wiesel und war mit Windeseile den Bliden entchwunden.

„Für den Fortschritt bin ich auch!“ klapperte der Storch. „Aber immer mit Bedacht, nur keine Überstürzung!“ Dabei fliegte er mit Würde auf seinen langen Beinen einher.

„Man kommt auch langsam zum Ziel!“ sagte die Schnecke. „Warum sich unnötig abheizen?“ Und gemächlich froch sie dahin.

„Diese Welt ist verrückt!“ schrie kopfschüttelnd der Krebs. „Alle bewegen sich in gleicher Richtung nach vorn. Weshalb nur? Ich bin selbstverständlich auch für den Fortschritt!“ Und er froch rückwärts!

„Ich bin für die Menschen das Sinnbild der Weisheit“, sprach selbstgefällig die Eule zum Raben.

„Es hat dich ja von den Menschen noch niemand reden gehört!“ spottete der Rabe.

„Eben deshalb. Weisheit schweigt!“ erwiderte die Eule. „Dummheit auch!“ ergänzte boshaft der Rabe und flog davon.

Ein silbernes Fischlein schwamm vergnügt im klaren Wasser eines Baches umher und schnellte hin und wieder voller Lebenslust aus den nassen Fluten empor, um sich am goldenen Sonnenschein zu laben.

Mit Neid sah es eine alte giftige Kröte, die wohlverborgen aus ihrem Erdloche schaute.

„Welche Unverschämtheit, sich so unverhüllt den Bliden der Mitwelt auszuweisen und das sittliche Empfinden anderer zu verletzen!“ gelferte sie. „Schämst du dich denn garnicht?“

„Ich würde es sicherlich tun“, antwortete hell lachend das Fischlein, „wenn ich so häßlich wäre wie du!“

„Fremdwörter richtig anzuwenden, ist ein Zeichen großer Bildung und Bornehmheit“, sprach der Stunke beschrend zu Meister Lampe, dem Hasen.

„Von deinem Standpunkte aus kann ich mir das denken!“ entgegnete der Hase und hielt sich mit seiner Pfote die Nase zu, „denn wollte man immer alles auf gut deutsch ausdrücken, so würde sich manches sehr unangenehm anhören, du eingebildetes Stinktier!“

Der Fuchs verzehrte gerade mit Behagen ein junges Huhn, als der Marber des Weges kam und begehrtlich nach dem Federbissen schaute.

„Du sollst sehen, daß ich dein Freund bin“, sagte der Fuchs zum Marber und bezeichnete ihm vertraulich die Stelle des Hühnerhofes.

Der Marber war gerührt von soviel Großmut, dankte mit vielen höflichen Worten und eilte davon, um sogleich sein Glück zu versuchen.

„Dummkopf!“ lachte der Fuchs hinter ihm drein, „den Stall wirst du finden, aber kein Huhn, denn das letzte habe ich eben gestohlen.“

„Da ist der Dieb!“ riefen die wütenden Bauern, als sie den Marber sahen, und erschlugen ihn.